

A close-up portrait of Dietlinde Ellsäcker, a woman with curly reddish-brown hair and blue eyes. She is resting her chin on her hands and looking slightly to the side with a gentle smile. She is wearing a pinkish-red knitted sweater.

**Dietlinde
Ellsäcker**

Mach nur so weiter

**Als Dorfkind auf die Bretter,
die die Welt bedeuten**

8 grad

Dietlinde Ellsäßer
Mach nur so weiter

8 grad

Dietlinde Ellsäßer

Mach nur so weiter

**Als Dorfkind auf die Bretter,
die die Welt bedeuten**

8 grad verlag Freiburg

Inhalt

- 11 Aufbruch**
- 26 Herkunft, Heimathafen, Provinz**
- 36 Mutterbild**
- 47 Anderstersein**
- 56 Zustände, Gegebenheiten,
Beobachtungen**
- 71 Alles Theater**
- 80 Dialekt, schwäbischer**
- 88 Lebensräume erfahren**
- 96 Verbinden der Begegnungen**
- 105 Beobachtungen**
- 118 Glücksgegenwart**
- 138 Tagträume, Fantasien, Visionen**
- 141 Begegnungen**
- 176 Lebensweisheiten**
- 179 Theater unterwegs – mit
dem Traktor über die Dörfer,
alles wegen Corona**
- 186 Gute Aussichten**

- 187 Danksagung**

Hope is the thing with feathers
That perches in the soul,
And sings the tune without the words,
And never stops at all

EMILY DICKINSON, 1891

Liebe Leserin und auch lieber Leser!

Mit dem Mutterwort »Mach nur so weiter!« hört mein erstes Buch *Mach ja kein Theater!* auf. Es ist 2014 bei meinem Tübinger Verlegerfreund Hubert beziehungsweise in seinem schönen Tübinger Verlag Klöpfer & Meyer erschienen. Und weil er nun aber altershalber nicht mehr verlegt, habe ich zu meiner großen Freude das große Glück erfahren, für den kleinen, aber feinen 8 grad verlag zu Freiburg mein zweites Buch schreiben zu dürfen. Und also ja: Ich mach weiter.

Ich heiße Dietlinde Ellsäßer, komme aus Hemmendorf bei Rottenburg und bin SchauspielerIn, Kabarettistin, Autorin, Regisseurin und schreibe Theaterstücke. Aber eine richtige Schriftstellerin bin ich nicht. Jedenfalls keine professionelle. Vielmehr: Schreiben schenkt mir Zeit für mich. Ich schreibe nicht, um beschäftigt zu sein. Nein, ich schreibe, weil ich mich anderen gerne mitteilen möchte, weil ich mich auch im Alter noch weiterentwickeln will. Ich schreibe, weil ich Frauen Mut machen will, dass man auch als Dorfkind seinen ganz eigenen Weg finden kann, der bei mir auf die Theaterbühne geführt hat. Die Leichtigkeit, hier zu sein, auf dieser Welt, erschaffe ich dadurch, dass ich lerne, außerhalb von irgendeinem Druck zu atmen. Mit dem Jetzt in Frieden zu sitzen, ohne das Gefühl, ich muss mehr tun, mehr sein, mehr erreichen, mehr verändern. Das Schreiben holt mich gleichsam in die Präsenz des Augenblicks.

Das Kinderbuch *Die Abenteuer des starken Wanja* von Otfried Preußler hat mir schon als Kind einen einmaligen Impuls gegeben, nämlich den, dass es im Leben nicht hauptsächlich um »Schaffa, schaffa, Häusle baua« geht. Dass hinter den existenziellen und geschäftigen Unternehmungen etwas wesentlich Wichtigeres Aufmerksamkeit verlangt. Der konditionierte Geist schätzt die Leistung. Schon als Kinder lernen wir, dass Ruhe gleich Faulheit und dass Nichtstun gleich Zeitverschwendung sei. Und einfach dazusitzen und hinzuschreiben, was einem einfällt, bedeutet halt in der ländlichen Welt, dass dabei »nix 'gschafft« wird. Schreiben ist für mich ein Erschaffen *meiner* Welt, ein fantastisches Gewerk aus Buchstaben, Sätzen, Wortgirlanden, die ich mir auch mit meiner Hände Arbeit und einer konzentrierten Gegenwärtigkeit erschaffe. Auf den Körper hören, mit der Stille in Berührung kommen, gar zurechtzukommen, um Zeit zum Nachdenken und Überdenken zu haben, wird uns nicht beigebracht. In eben der Geschichte *Die Abenteuer des starken Wanja* vertraut der Junge der Stimme eines alten Greises. Für mich ist sie die Intuition. Gegen alles Geschimpfe und Geschele zieht er seine Entscheidung durch – und liegt für sieben Jahre auf dem Kachelofen, bis er dann endlich loszieht, um seinen Weg zu gehen, der ihn aus dem Vertrauten und Sicheren hinausführt. So auch *mein* Credo: »Es gibt immer einen Weg« – und das hat mir Friedrich Hölderlin später noch bestätigt: »Drum, so wandle nur wehrlos / fort durchs Leben, / und fürchte nichts«.

Und also habe ich jetzt noch einmal den Stift in die Hand genommen, um weiterschreibend zu mäandern,

um meine Geschichte, meine Erlebnisse aus der Kindheit in der Gegenwart zu verankern, meine Erfahrungen zu teilen, um Mut zu machen, dass auch in diesen dürftigen Zeiten, in denen die Welt aus den Fugen ist, ein »Lebe mutig!« Sinn ergibt. Mit Offenheit erschließt sich ein Zugang zum Wunderbaren und Wundersamen. Leonard Cohen, der eine gute Zeit lang in einem Kloster gelebt hat, kam mit einer ganz schlichten Erkenntnis wieder auf die Bühne zurück: *Be kind*. Aus allen meinen denkwürdigen Erlebnissen, die von großartigen Höhen und auch tiefen Tälern geprägt sind, ist mir die Freundlichkeit, die Zugewandtheit und also das Menschsein unter Menschen zu einer Offenbarung geworden. In diesem Sinne gilt mein: »Mach nur so weiter«.

Nein, ich schreibe hier nicht meine Autobiografie und auch keinen Roman. Ich bin auf Spurensuche. Es fließt beim Erzählen einfach aus mir heraus – und was ich hier aufschreibe, folgt keiner festen Dramaturgie. Es ist ein in Worte verpackter Werdegang, der mich durch die Theaterwelt führt und der mir Raum schenkt zu wachsen. Schon in der Schule habe ich in Deutsch beim Aufsatzschreiben keine Stoffsammlung und keine Gliederung gemacht, sondern hab gleich losgelegt; meine Lehrerin hats zugelassen. Darum ist mein Schreiben sprunghaft, assoziativ. Das bin ich: eine Seiltänzerin zwischen den Welten, die mit sich in Balance bleiben, das Eigene finden will – und auch sichtbar machen will; das hat – denke ich, hoffe ich – nichts Egomanes, nichts Rumpelstilzchenhaftes. Das ist wohl mehr eine Art lebenslanges Glücksspiel auf der Bühne des Lebens. Eine Suche, eine Frage der Haltung. Authentizität; das heißt, Echtheit

und Glaubwürdigkeit bilden einen Raum, für den du keinen Eintritt zahlen musst, aber du musst etwas dafür *tun*; nämlich den Raum um dich und in dir gestalten. Wehe dem, der keine Heimat hat in sich selbst.

So spielt denn auch meine Herkunft eine prägende Rolle in meiner Geschichte: meine »Dörflichkeit«, mein Schwäbinsein. Mein Ziel? Lebenslang im Leben blättern, mich entfalten. Aus dem Kokon herausschlüpfen. Die alte Haut abstreifen. Sichtbar werden. Willkommen, Schmetterling!

Aufbruch

Nach meinem ersten Buch *Mach ja kein Theater!*, das ich zum Ewigkeits-Abschied meiner Mutter geschrieben habe, jetzt also noch eins: *Mach nur so weiter!* So eine Art Zugabe wie beim Kabarett, die den Abend verlängert oder gar krönt?

Immer noch liegen da Erinnerungen im Kopf, wie Flusen unter den Betten oder ganz hinten in den Ecken. Bilder, die aufsteigen. Sind sie wirklich? Oder schon ausgemalt mit meinen Farben, im Rückblick schöngefärbt? Sind sie wahr? Wars denn so? Und hab ich in meinem langen Leben, in dem jetzt das hohe Alter kommt, herausgefunden, was ich liebe, was mir wichtig ist – und gelernt, danach zu leben? Die Gedächtniskraft hat ihren ganz eigenen Schwung. Manchmal treibt sie mich an, manchmal wirft sie mich in ein großes Loch, aus dem ich wieder herauskrabbeln muss. Mir ist danach, das zu schaffen. Mich mitzuteilen. Wir verschwinden alle wieder irgendwann. Und ich selbst hab in meiner Gegenwart mehr Vergangenheit auf dem Buckel als Zukunft vor Augen. Drum ist es für mich schon auch ein Abenteuer, in mich hineinzuhorchen.

Heutzutage nennt man das Therapie, Selbsttherapie. So etwas gab es für meine Eltern nicht. Sie gehörten zur »Vorwärtsgeneration«, zur Wirtschaftswundergeneration, die ein gemeinsames Ziel hatte, die mit Optimismus und Tatkraft bei der Sache war. Es waren aber auch spießige Zeiten, in denen es für viele nur um die Mehrung ihres Wohlstandes ging. Meinen Eltern, und nicht nur ihnen,

steckte noch der Krieg in den Knochen. Mein Vater, der den Krieg als junger Kerl selber hautnah erlebt hat, war davon bis ins tiefe Gemüt gezeichnet. Er war ein einfacher Sucher des Schönen, er hat gedichtet, geschrieben. In seinen Schreinerhänden hat er den schillernden Füller geführt, er hat auch das Schreibhandwerk im Handgelenk gehabt. Seine Handschrift war eine Art Kunstwerk. Noch heute hängt eine Postkarte aus dem Lungenkurort bei mir an der Wand. Sie ist voll der Worte und sehr anrührend.

Einen Führerschein hatte er nur für sein Motorrad. Marke Puch. Ein Auto hatten wir keines. Aber wir hatten ein eigenes Obdach, ein Häusle, in das ich mit Mutter, Vater und Schwester eingezogen bin, als ich gerade acht Jahre alt war. Mein jüngerer Bruder ist dann dort im Kinderzimmer mithilfe einer Hebamme zur Welt gekommen. Was für ein wunderlicher Augenblick, als ich ihn zum erstmals gesehen habe. So klein und frisch und verdrückt im »Stubawägale«. *Ach, das ist jetzt also ein neuer Mensch, und da sieht man dann so seltsam aus?* Gewissermaßen war er mir eine Art Bubenpuppe, die lebendig war. Mit der man vielleicht bald mal Vater-Mutter-Kind spielen konnte. Von Anfang an war ich seine »Kindsmagd«. Ohne zu wissen, wie das überhaupt geht, bin ich da hineingeschlittert und hatte darin wohl eine kleine Begaubung, denn immerhin hat er trotz mancher Widrigkeiten wacker mit mir durchgehalten. Einmal hab ich ihn auch fallen lassen. Plumps. Oje! Nicht schlimm, oder doch? Mein lieber Scholli, da hab ich was durchgemacht! Meine Schwester, die vier Jahre jünger ist als ich, ist mir freilich stets hilfreich zur Hand gegangen. Dafür hab ich ihr

später, als wir in der Schule waren, ihre Hausaufgaben in Erdkunde gemacht und den »Klemmerlessack«, also den Beutel für die Wäscheklammern bestickt. Allerdings war ich in Handarbeit selber keine Leuchte. Aber, so glaub ich, da ist schon eine richtige Geschwisterliebe in mir aufgeblüht. »Fratelli tutti« hieß es dann später bei Papst Franziskus, der ja beherzt für die universale Geschwisterlichkeit eintrat. So also ging es hinein ins Leben: ohne eine Beglaubigung, die mir bestätigte, dass ich das alles kann, was da von mir erwartet und gefordert wurde. Die beruhigende Erkenntnis daraus ist für mich: Je mehr wir uns selbst, die anderen und unsere Geschichte verstehen, um so weniger prallen wir schmerzhaft aufeinander. Die eine oder der eine ist anders als die andere oder der andere. Alles darf sein. Grundsätzlich gleichen wir uns alle, wir sehnen uns nach Glück, wollen alle möglichst nicht leiden müssen.

Ziemlich früh habe ich mich aufgemacht, meinen eigenen Weg zu finden, habe gehörig Glück gehabt, bin in eine Zeit hineingeboren, in der ich zum Blumenkind werden konnte, mit angesagtem Flower-Power-Stirnband um den Kopf, mit Schlaghosen und Ostfriesennerz – und ja doch, ich hatte die Möglichkeit, die zu werden, die ich bin und werden wollte. Auf diesem bunten, illustren Weg bin ich geblieben und höre heute noch das ganze Jahr über »April« von Deep Purple oder »Lady in Black« von Uriah Heep, mit leidenschaftlicher Hingabe auch Led Zeppelins »Whole Lotta Love« oder Bob Dylans »Knockin' on Heaven's Door«. Mit gleicher Inbrunst aber höre ich im Maien die zauberschönen Marienlieder vorm Altar in der Kirche voller blauer Hortensien.

Nach der Kindheit kommt die Pubertät. Eine Zeit, die aufweckt und verwirrt. Alles purzelt durcheinander, die Regeln im Dorfleben werden infrage gestellt. Im Wirrwarr der Hormone geht die Post ab. Dieses plötzliche Aufkommen von seltsamen Gefühlen sollte als Abenteuer ins Erwachsenenleben führen? Ein Gemengsel von Hochs und Tiefs, und keine und keiner hat dir durchgeholfen. Urplötzlich wirst du aus der Kindheit geworfen. »Verliebt, verlobt, verheiratet« war ein Spiel auf dem Pausenhof: Alle Kinder stehen im Kreis und werfen sich möglichst überraschend und ohne feste Reihenfolge den Ball zu. Wer ihn fallen lässt, gilt als »verliebt«, beim zweiten Mal als »verlobt«, beim dritten Mal als »verheiratet«. Danach kommen »Kinder« bis zu einer vor dem Spiel ausgemachten Zahl. In echt war mir das alles suspekt. Ich konnte mir nicht vorstellen, nach solch einer Abfolge mein Erwachsenenleben leben zu müssen, leben zu sollen. Ich wollte keine Verlobte und keine Braut werden. Denn dann wäre ja früher oder später ein Heiratsantrag auf mich zugekommen, und ich hätte wohl Ja sagen müssen, weil das ja eine vermaledeite »Ehre« gewesen wäre, wenn ein Kerl um meine Hand angehalten hätte. Gottlob und Gott sei Dank ist keiner auf die Idee gekommen. Und ab siebzehn war ich vom Flecken dann fort.

»Alle Welt« hatte auch im kleinen Dorf die Finger im Spiel. Sich anpassen – und keinesfalls den Seitensprung ins Andersartige wagen, das war die Regel. Und dazugehören war für manche allein schon eine Option, weil das Zufriedenheit versprach. Natürlich gabs die Möglichkeit der Wahl. Aber es war ganz grundsätzlich besser, keine »Mödel«, keinen eigenen Stil zu haben und

der dorfgemeinen Mode zu folgen, was hieß: Bloß nicht auffallen! Willst du dazugehören, so passe dich an. Übernimm das Normale, also das, was man grade so trägt und etwas gilt, weil es ja auch im Katalog so angepriesen wird. Was schön ist, bestimmt der Markt. Im ländlichen Schaufenster, im *Showroom*, ergibt man sich lieber dem Trend. Ja nicht aus der Reihe tanzen.

Im Dorf aber wird so oder so über einen gesprochen und verhandelt, mit all den Maßstäben aus dem überkommenen Regelwerk. Egal, in der Kindheitserinnerung liegt das selig bleibende Schöne. Aber was die gebotene Selbstbestimmung anbelangt, da sollte man den »Laufstall« irgendwann halt doch verlassen und eigene Schritte wagen. Andersrum denken, als es der Ort und die Zeit erlauben. »Was saget au d'Leut?« Diese seltsame Sorgenfrage ist im dörflichen Viereck bis auf den Tag nicht ausgefegt.

Freilich bin ich selber schon längst nur mehr mit den spürbar Offenherzigen und Zugänglichen im Spiel, die nicht nur hören, was ich sag, sondern mich auch verstehen. Mich zumindest verstehen wollen. Die Freundschaftspflege mit »Anfangs-Menschen« ist mir jedenfalls ein lebens- und liebenswerter Brauch geworden. »Doch gut ist ein Gespräch und zu sagen des Herzens Meinung«, ist von alters her zugeneigt-zugänglichen Menschen möglich. Obwohl wir verschiedene Wege gewählt haben, gibt es einen gemeinsamen Schnittpunkt. Meine Wege ins Dorf werden freilich weniger. Manchmal fremdele ich und sehe das, was ich einst gesehen habe, gar nimmer. Das »Königreich« ist verbaut. Neue Häuser wachsen im einstigen winterlichen Schlittenhain. Zu

einer dort wohnenden Bekannten hab ich dann einmal gesagt: »Stell dir vor, früher in meiner Kindheit bin ich hier im ›Königreich‹ mit meinem Holzschlitten durch deine Stube gefahren. Guck, grad da an deinem Leder-sofa vorbei, hui, da hats mich mal reingedonnert in den kalten Schnee, da hab ich auch einen Handschuh verloren und nimmer wieder gefunden. Ihr habt ihn nicht zufällig beim Ausbaggern gefunden?« Verrückte Welt.

Nie wollte ich eine Närrin sein, die jeden billigen Klamauk mitmacht. *Warum denn alles mitmachen?* »Mach nur so weiter!«, heißt auch da für mich, bleib dir treu! Ohne Besserwisserei, ohne Häme, ohne Nase hoch. Hab mir aber erlaubt, frei auszuscheren, um meine Eigenheit zu erklügeln. Gegenwärtig überraschen mich zum Beispiel die so unglaublich elend langen Fingernägel, die an vielen Frauenhänden spitz hervorstechen. Für mich selbst sind das unpraktische Gewächse, die mir dauernd im Weg wären. Das eben fällt mir als Schauspielerin auf: Die Nagelstudios in der Stadt sind immer gut besucht, besser besucht jedenfalls als die Theaterhäuser, in denen man als selbstverstandene »Oase der Demokratie« den Nagel auf dem Kopf treffen will. Wo sich manchmal auch die Krallen der Wahrheit ins Zuschauerfleisch graben. Iris Berben, die großartige Schauspielerin, wünscht sich ein selbstbestimmtes Frauenbild und äußerte sich entsetzt über die aktuellen Entwicklungen in der Gesellschaft. Individualität sei heute nicht mehr gefragt, zudem gehe es nur noch um die äußere Erscheinung einer Frau. Sie war beim Interview sehr aufgebracht und hat sich gefragt, wozu ihre Generation auf die Straße gegangen ist. Sie entrüstete sich, dass sich manche junge

Menschen mehr um ihren Hintern als um das Innere ihres Kopfes kümmern. Ja, mitdenken und den Dialog fördern sind gefragt. Und wenn ich über meine Schwäbische Alb spaziere, über die Dörfer gehe und mir vorstelle, dass in manchen Orten jede und jeder Dritte demokratiefeindlich wählt, dann wird mir angst und bang und ganz traurig zumute. Und gerade jetzt hätte und hat das Theater doch die Aufgabe, den Blick auf die Veränderbarkeit der Welt zu richten, trotzdem nicht rechthaberisch zu werden, den Humor, den geistreichen Witz nicht zu verlieren, sondern vielmehr den Blick auch aufs Gute und Schöne zu richten. Und auch die eigenen Schwächen zu beseitigen.

Zurück ins Dorf. Auch mein Vetter hatte Nagellack auf seinen Nägeln. Seine Gefährtin, eine Südamerikanerin, wollte ihn schön sehen, hat ihm deshalb ein farbloses Glänzen auf die Fingerspitzen aufgetragen. Er war so frei und hat sich das gefallen lassen. Für einen Mann auf dem Dorf war der Glanz auf den Nägeln geradezu ein revolutionärer Befreiungsakt. Das Mannsein hat im Flecken seine ganz eigene Wertigkeit. Da spielt ein mancher seine Rolle, wie es ihm gefällt. Freiheit gibt es immer nur so viel, wie wir bereit sind, sie zu nutzen. Man kann sie nicht ins Gemüsefach vom Kühlschrank legen, und wenn man sie braucht, herausholen, sofern sie nicht schon vor sich hin gammelt.

»Die Freiheit, das Eigene zu suchen«, hab ich einmal mit keckem Wortwitz in mein Theater-Tagebuch geschrieben. Daraus gefischt, eine Art Poetry-Slam:

Wer glaubst du denn, wer du bist?

Komm auf die Welt,
lass dich erleben, was dein Leben dir will.
Einmal bist du da.
Wie schön, dass du geboren bist.
Hipp, hipp, hurra!
Erst mal die Muttermilch trinken,
in der zarten Pfirsichhaut versinken,
dann nennen sie dich auch schon bei deinem Namen.
Amen.
Dietlinde heißt: Die, die das Volk beschirmt,
nicht die, die sich immer korrekt benimmt,
aha, aha,
wird in jede Hautfalte geritzt,
jetzt aber die Ohren gespitzt,
1-2-3,
ich komme.
Bin da und werde geformt, da wo ich bin,
weiß nichts,
kann Fragen stellen
oder stehen bleiben.
Das eine vom anderen unterscheiden.
Wie oft fragst du als Kind »Warum?«
Bekommst dann nur ein »Darum«,
läufst im Kreis herum und wirst verschaukelt.
Warum,
weil halt, jetzt sei still, mach kein Theater, hier wird nicht
rumgegauckelt.
Du fühlst den Raum, in dem du stehst,
findest deinen Platz,
weil da wo du dich sichtbar machst,

kein anderer dir das Licht wegstehlen kann,
das dich zum Leuchten bringt,
mach dich ran,
stell dein Licht nicht unter den Scheffel,
gib deinen Löffel
nicht schon vor dem Ende ab,
mach nur so weiter,
immer heiter weiter
du bist nur jetzt so da, auf dieser schönen Erde,
Mutter Erde will dich.
Sag: »Ja, ich bin.«
Geht doch,
gar nicht so schlimm,
oder?

Dietlinde Ellsäßer

Mach nur so weiter! Wohin denn weiter? Ich muss mich nicht neu erfinden. Ich darf dem Wandel vertrauen. Mir erlauben, das »So-weiter« als Aufforderung zur Selbstwerdung zu küren. Es ist geradezu meine Aufgabe, in Selbstfürsorge fortzuschreiten. Die Vorschriften zu hinterfragen, nicht wegen der Sehnsucht nach Liebe immer Ja zu sagen. Und möchte auch inwendig mein Lebtage lang ein Lausmädle bleiben, ein Frechdachs, wie der Lausbub auch.

Zum mutigen Beginnen in Richtung das Leben erleben, dazu gehört der Ort, der mich in der Kindheit geprägt hat. Hemmendorf. Mein Dorf, das in ganz frühen Zeiten, also ungefähr im 13. Jahrhundert, ein »geistlicher Zwergstaat« war. Eine dörfliche Residenz am Fuße des

Rammerts im Krebsbachtal. Eigenwillig und merkwürdig, denkwürdig wichtig, so stehts in den alten Quellen. Mein Dorf! Das ich jetzt mit Abstand ganz arg schön malen will. Das ist gar nicht schwer. Hab ich doch ein inniges Herkunftsgefühl, schier gar eine Liebe zu meiner Kindheitskoordinate. Mein Erfahrungsschatz, der sich aus Widersprüchen, Glückseligkeiten, Ärgernissen, Angst – und vor allem Jubeltönen zum reichen Freudenpool gemausert hat.

Der Sonntagsgottesdienst. Der Raureif auf den ungepflasterten Wegen, der Himmel der Heimat hoch oben drüber, das Hintüberfallenlassen ins frische Heu, die Sonntagsspaziergänge, Wanderungen mit den Freundinnen mit »vorwärts, rückwärts, seitwärts, ran«, das Mitgestalten vom Fronleichnamsteppich, das »Stille Nacht« an Weihnachten, *Schneeweißchen und Rosenrot*, Schwesternglück, die Fasnetsküchle der Mutter. Und dann der Zinken, meine Lieblingsstraße, das Blau der Traubenhyazinthe, Fangerles und Verschlupferles spielen, bis der »Nachtkrabb« kommt, mit dem Vater Kaba trinken. Die Sommerhitze beim Heuen. Milch holen bei Eis und Schnee. Dabei bloß nicht ausrutschen! Der Geruch im alten Schulhaus. Die Zeit nach der Schule, in der ich einmal in der Woche mit der »Zusanmamma« beim Schulputz geholfen habe. Daheim, der Blick hintenraus aus dem Fenster. Der Blick vom Käpfle, dem Hausberg, bis zum Elternhaus. Holz reinholen. Holz stapeln, ach, die Schönheit der Holzbeige. Der Satz: »Der hat Schulden wie eine Scheiterbeige«. Die bescheidene Schmuckschatulle der Mutter mit drei schlichten Halsketten und einem »gotzigen« Ring, den sie geerbt hat und der ihr

aber nicht gepasst hat. Ihre ehemalige Dienstherrin hat sie mit dem Ring in späten Jahren dafür belohnt, dass die Mutter ihre haushälterische Hantierung im städtischen Haushalt so famos getätigt hat. Sie hat sich in der Stadt sehr wohlgefühlt, sie war sechzehn Jahre alt. Nach ein paar Jahren wurde sie von ihrem Vater zurückgerufen, sie musste die Verwandten in der Landwirtschaft unterstützen, weil dort der Vater weggestorben war. Ihre Hände sind von der Feldarbeit gezeichnet gewesen, als in späten Jahren der besagte Ring zu ihr kam. Stadtfrauenhände mit zarten Porzellanfingern, die fein beringt in der Oper das Programmheft umblättern, hatte sie wahrlich keine.

Diesen Flecken, mein Dorf, möchte ich einmal so lobpreisen:

Mein Dorf

Darin – ich.

Mein spätes, eigenes Zimmer.

Ein Zimmer für mich allein.

Droben auf der »Bühne«.

Wo vorher der Mehltrug gestanden hat.

Die Kuhfladen- und Gänsedreck-Wege.

Die Wiesen.

Die Kastanienbäume bei der Kirche.

Mein Dorf.

In flirrender Luft schläft es im Sommer,
im Winter ein Traumland.

Drecklachen, Pfützen, Traktorspuren.

Ich kann auf die Suche gehen,
um Verlorenes wiederzufinden.

An meinem Ort bin ich zuhaus,
hierher bin ich gekommen,
von hier ging ich hinaus.
Am Wegrand Holz von der Zimmerei.
Weit hinten im Zinken wartet das Haus.
Dahinter eine Schaukel und eine Wäscheleine,
ein Kessel Buntes hängt flatternd im Wind.

Dietlinde Ellsäßer

Und dann kam ich am 25. September 1955 in diese kleine Welt, in der ich meine große und lange Lebensreise begann. Von Kindheit an hat der Sprung ins Wildfremde meine Sehnsucht nach Leben geweckt. Wichtig sind dabei die Tentakel, die feinen Fangarme, meine Fühler, mit denen ich mich vorwärtstaste. Was zieht dabei meine Aufmerksamkeit an? Wohin, in welche Richtung weiten sich meine Sinne? Das ist ein intuitiver Vorgang. Anziehend war für mich, glaub ich, immer schon die unauffällige Eleganz, die Kunst der Anmut, der Liebreiz, der Stil, der nicht protzt. Der Charme, der einen Zauber hat – und nix mit steifer Höflichkeit zu tun hat. Auch die Freude, die ich so sehr als Lebensquell empfunden habe beim Belustigen und Erheitern der Menschen um mich herum. Das hat mir schon im Kindheitskleid eine Größe geschenkt. Diese Aufmerksamkeit für eine einmalige Chance, mit der ich meinen eigenen späteren Lebenslauf entwerfen, gleichsam kreieren durfte. Das wird mir jetzt erst bewusst. Da war was, etwas noch Unbestimmtes, das mich angezogen hat. So wie ein Kleid, das man immer wieder anprobiert, bis es passt – und aus dem man aber irgendwann auch wieder rauswächst, trotzdem aber

seinem Stil treu bleibt, auch wenn das nächste Kleid, eine Nummer größer, einen ganz anderen Schnitt hat.

Dennoch war ich keine schräge Dorfmaid. Ich hab vielmehr meine Rolle gesucht und auch gefunden, und die Lektionen, die es für mich zu lernen galt, waren nicht immer die leichtesten. Den Flügelschlag hin zur Leichtigkeit, hin zur Unabhängigkeit, der einen über Grenzen tragen kann, den hab ich inwendig immer gespürt, auch in den eher schweren Zeiten. Da hab ich mich schon früh in meine eigene Traumwelt gezaubert, in der ich glorreich gerettet wurde. Das Kräutlein Niesmitlust im Hauff'schen Märchen, das Zwerg Nase mitsamt seiner Gans Mimi gerettet hat, das hätte ich daheim auf der Dorfweise nur zu gerne gefunden.

Schläft ein Lied in allen Dingen, / Die da träumen fort
und fort, / Und die Welt hebt an zu singen, / Triffst du
nur das Zauberwort.

Joseph Eichendorff, 1883

Dieser Gedanke, seine Fantasie, hat mich später in der weiterführenden Schule wie ein Sonnenwirbel aufgeblättert.

Und also bin ich schon früh in verschiedene Rollen geschlüpft und später über die Theaterbühnen vagabundiert, um mir selber auf die Schliche zu kommen.

Bin eine Europäerin, eine Deutsche, eine Baden-Württembergerin, eine Schwäbin.

Bin eine Tochter, Schwester, Mutter, Freundin, Base. Eine Schauspielerin, Kabarettistin, Regisseurin, Autorin.

Eine Wanderin, eine Frau, eine Ledige, eine Erzählerin, die sich nicht scheut, ihr eigenes Leben als ein Drehbuch ins Licht zu stellen. Vom Dorfkind auf die Theaterbühne: eine Entscheidung, *mein* Weg. Kein direkter Weg, einer mit Umleitungen und Sackgassen, mit und ohne Mittellinien. Hinterm Horizont aber hat sich noch immer eine neue Weite aufgetan. Die Geburt ist der Anfang, der Ort gibt das erste Maß, irgendwann kommt dann die Aufbruchzeit.

Die muss nicht aufhören, die kann das ganze Leben lang dauern. Die Freude am Lebendigkeitsein kann zu einer Liebesgeschichte werden, zu einer Danksagung ans trotz allem einmalig schöne Leben.

Umtriebig und neugierig aufs Leben bin ich vom Dorfmädle zum vagabundierenden Frauenzimmer geworden. Hab mich getraut, mich vor andere Leute hinzustellen, mich zu zeigen, obwohl ich mit meinen vielen Unsicherheiten und Ängsten und meiner mich hemmenden »Schenanz«, meinem Schamgefühl, im »Mauerblümchenkostüm« einige Zeit nicht so recht an mich geglaubt habe. Und wenn du aber merkst, *da geht was*, dann kommt ja auch zugleich der Gedanke: »Bild dir bloß nix ein! Sag mal, was erlaubst du dir?«

Dein vermeintlich wackeres Vorwärtsgehen wird mit Meinungen von außen zugepflastert – und sei's nur vom eigenen plagenden Zweifel in Herz und Kopf. Freilich, die eigene Wahrheit sollte auch keine fest gemauerte Burg sein, die dich gefangen hält. Mut tut gut! Um die Aufgabe, den für dich selber stimmigen Weg zu finden, kommst du nicht herum. Es kann dann passieren, dass dir im Dorf keiner einen »Maien steckt«, also in der

Nacht zum 1. Mai dir keiner ein mit bunten Bändern geschmücktes Maienbäumle aufstellt, um dir zu zeigen, dass er etwas für dich übrighat.

Anderssein – und doch dazugehören. Schreiben, was mir dazu einfällt. Womöglich findet sich ja darin jemand wieder, vielleicht hilft's jemand weiter? Wär doch schön.

»Schreiben ist leicht, man muss nur die falschen Wörter weglassen«, schrieb einst Mark Twain. Ein Buch soll daraus werden. Mal sehen, wohin es mich führt. Ich sage nur *Imagine*.



Dietlinde Ellsäßer, 1955 in Tübingen geboren, aufgewachsen in Hemmendorf (Rottenburg am Neckar). Die Schauspielerin, Kabarettistin, Regisseurin und Mitbegründerin des Theaters Lindenhof in Melchingen lebt in Tübingen und auf der Alb.

Gefällt Ihnen dieses Buch? Dann empfehlen Sie es bitte weiter.
Mehr über den 8 grad verlag finden Sie auf www.8gradverlag.de
und in unserem Newsletter.

1. Auflage 2025

© 2025, 8 grad verlag GmbH & Co. KG

Sonnhalde 73 | 79104 Freiburg | info@8gradverlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Der Verlag behält sich eine Nutzung des Werks für Text- und
Data-Mining gemäß § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung, Layout und Satz:

Julie August, Buenos Aires/München

Umschlagmotiv: © mandy knuth photography

Lektorat: Stephan Thomas, München

Beratung: Hubert Klöpfer, Tübingen

Korrektur: Regine Schmidt, Karlsruhe

Herstellung: folio · print & more, Zirndorf

Gesetzt aus der Caslon und der Indulta

Papier: Munken Print Cream

Einbandmaterial: Peyer; Peyprint Honan

Druck und Bindung: Steinmeier GmbH & Co. KG, Deiningen

Printed in Germany

ISBN 978-3-910228-56-6

www.8gradverlag.de